

Frank Rexroth

Nachruf auf Otto Gerhard Oexle

28. August 1939 – 16. Mai 2016

Otto Gerhard Oexle, Direktor am Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte, Honorarprofessor der Georgia Augusta und seit 1990 Mitglied der Philologisch-Historischen Klasse, verstarb am 16. Mai dieses Jahres nach einjähriger Leidenszeit. Er war einer der einflussreichsten und bedeutendsten Mittelalterhistoriker seiner Zeit. In den historischen Wissenschaften Deutschlands und der Romania, aber auch in Polen und Russland wird es nicht viele Kolleginnen und Kollegen geben, die keine Vorstellungen von seinem intellektuellen Profil haben. Und weil er ein sehr beehrter Vortragender war, hatten die meisten wahrscheinlich auch eine Vorstellung von seinem Äußeren und seinem Auftreten: Groß und schlank, aufrecht, dabei eher unelastisch, die Haare weiß und voll, einer, der es sich als Redner leisten konnte, leise zu sprechen und dennoch ein Höchstmaß an Aufmerksamkeit zu erreichen.

Man wird wahrscheinlich nicht vielen Menschen von seiner Belesenheit begegnen, und diese Belesenheit erstreckte sich bis in die allerjüngsten auch belletristischen Neuerscheinungen hinein. Studiert hatte er in Freiburg, Köln und Poitiers, er wurde in Freiburg promoviert und habilitierte sich anschließend in Münster. 1980 ließ er sich an die Universität Hannover und dann 1987 von der Max-Planck-Gesellschaft in sein Göttinger Amt locken. Oexle pflegte ein lebendiges Interesse für die bildende Kunst und die Musik. Als Cellist war er stolz darauf, dass jede Cellostimme des klassischen Streichquartett-Repertoires einmal auf seinem Notenpult gelegen hatte. Hingebungsvolle Beschäftigung mit diesen von ihm geliebten Feldern führten dazu, dass er anderes konsequent, ja planvoll aus seinem Gesichtskreis verbannte: Zur Neuen Musik unterhalte er keine Verbindung, sagte er lapidar, wenn man ihn in ein Gespräch über Selbstgehörtes verwickeln wollte, und als ich ihm zu seinem Siebzigsten eine meiner Lieblings-sinfonien in meiner Lieblingseinspielung schenkte, verriet mir sein Blick sofort, dass das weitere Schicksal dieser Silberscheibe mit der Übergabe in seine Hände besiegelt war. Mein ebenso verduztter wie blödsinniger Rettungsversuch dieser Situation, die Bemerkung nämlich, dass der Schlusssatz eine grandiose Doppelfuge enthält, machte die Sache nicht besser: Bruckner und die Doppelfuge im großen Orchester, das war's dann wohl, so schien er sich zu sagen. Das Talent zur Verstellung war dem fesselnden Redner nicht gegeben.

Ob in fachlichen Gesprächen oder im Vortrag – bei den Zuhörern blieben die Eindrücke von Sicherheit und Bestimmtheit zurück, die er ausstrahlte. Das lag daran, dass er seit seiner Zeit als Münsteraner Habilitand seine Forschun-

gen auf eine geringe Zahl von Kernüberzeugungen zurückführte, die erst in ihrer Kombination ihre unglaubliche Fruchtbarkeit entfalteten. An ihnen bewege ich mich nun entlang, nicht an der Publikationsliste selbst. Die erste dieser Kernüberzeugungen übernahm er aus dem Forschungskontext, in dem er das wissenschaftliche Arbeiten erlernt hatte, nämlich aus der Erforschung des Adels und der monastischen Konvente, wie sie in der Schule seines Lehrers Tellenbach betrieben wurde. Die Ausgangsannahme war, dass ‚Adel‘ und ‚Mönchtum‘ zwar prägende Größen vormoderner Gesellschaften waren, dass sie zu erforschen aber bedeutete, die Geschichte adliger bzw. monastischer Gemeinschaften freizulegen. Das heißt, dass das Forscherinteresse bei der Existenz sozialer Gruppen anzusetzen hatte, dass es also z. B. mit Blick auf das Mönchtum darum ging, Konvente, ihre Binnenkommunikation und ihre Verbrüderungspraktiken zu verstehen.

Hieraus ergab sich ein Verständnis von Sozialgeschichte, das ebenso originell wie einfach war: Sozialgeschichte, das war für ihn die Geschichte sozialer Gruppen! Gesellschaften sind in dem Gruppengefüge abzubilden, von denen sie getragen werden, und sein Begriff davon, was soziale Gruppen sind, leitete den Primärzugang zu ihrer Erforschung. Er bezog ihn von dem Soziologen Leopold von Wiese: Wie weit erstreckt sich ihre Dauer in der Zeit? Welche Vorstellungen von ihrer eigenen Beschaffenheit teilen ihre Angehörigen? Nach welchen Regeln kommuniziert man in ihnen? Und, spezifisch für das vormoderne Europa: Wie organisieren sie die dauerhafte Präsenz auch ihrer verstorbenen Gruppenmitglieder? Die Frage nach größeren sozialen Aggregaten, nach Ständen, Schichten, Klassen, Eliten etc. hatte demgegenüber zwar auch ihre Berechtigung, aber nur insofern die historischen Zeitgenossen auf solche Modelle zurückgriffen, um sich ihre Wirklichkeit zu erklären. Denn „Stände, Schichten oder Klassen der Gesellschaft gibt es ja nicht eigentlich“, schrieb er 1994. Sie seien zwar ‚wirklich‘, dies „aber nur als Phänomene ‚gedachter‘ Wirklichkeit, sie sind Deutungsmuster von ‚Gesellschaft‘, Denkformen also, mit deren Hilfe Menschen die Gesellschaft, in der sie leben, erkennen, deuten und normieren [...]. Soziale Gruppen hingegen sind in ihrem jeweiligen historischen Moment so ‚real‘ wie die Individuen, die in ihnen in immer wieder anderer Weise verbunden sind.“

Aus diesem Verständnis heraus lehnte er seine eigenen Forschungen an eine Typologie der sozialen Gruppe an: Arbeiten zu den Gilden der Karolingerzeit standen am Anfang, es folgten Studien zu späteren Gildeformen wie denen der Händler, zur Zunft, zur bäuerlichen und zur städtischen Kommune, zur Universität. Dissertationen, die er betreute, waren den sogenannten Kalanden und den Gesellengilden gewidmet, den skandinavischen Gilden und der Denkform der *vita communis*.

Diese Gruppen waren unterschiedlich komplex, doch die theoretischen Bezugspunkte, deren man bedurfte, um sie zu verstehen, waren mehr oder

weniger dieselben. Da war zum einen die Annahme von der Existenz „totaler“ sozialer Tatsachen, die er von dem Kulturanthropologen Marcel Mauss bezog und die besagte, dass die Vergemeinschaftungsformen, die er erforschte, nicht auf der gemeinschaftlichen Verfolgung partikularer Zwecke, sondern auf der Totalität menschlicher Existenz beruhten. Hieraus ergaben sich folgerichtig Fragen nach den Interrelationen beispielsweise der wirtschaftenden und der kultischen Dimension der Gruppenexistenz. In Anlehnung an die französische Sozialgeschichtsschreibung nannte er diese Perspektive „histoire totale“, „totale Geschichte“ – ein häufig kritisiertes Etikett, das ihn zur Verteidigung zwang.

Zum anderen war da Max Webers aspektive Scheidung von Formen der Vergemeinschaftung und der Vergesellschaftung, von Oexle dadurch für den eigenen Gebrauch geläutert, dass er deren Vorstufen seit Ferdinand Tönnies' Schrift „Gemeinschaft und Gesellschaft“ von 1887 ideologiekritisch untersuchte.

Und letztlich suchte er die Anlehnung an Vorbilder, die in ähnlicher Weise die Realität der Gruppe für ihre Forschungen gesucht hatten, insbesondere an die großen Vertreter der französischen Sozialgeschichte und hier wiederum ganz besonders an den von Oexle verehrten Historiker und „Résistance“-Kämpfer Marc Bloch. Die Memoria dieser Vorbilder praktizierte er redend und schreibend, ja er verstand sein Schaffen als eine Mahnung an seine Zuhörer, die *Cœuvres* dieser Vorbilder zu rezipieren. Und er widmete ihnen jeweils intensive Individual-Studien: seit den 1980er Jahren erschienen seine Essays zu Otto von Guericke und Max Weber, zu Ernst Troeltsch und Georg von Below, zu Marc Bloch und Otto Brunner, zu Georges Duby und Jacques Le Goff.

Seine zweite Kernüberzeugung stellte er erstmals in Aufsatzform 1967 zur Debatte, als er die Prämissen seiner Münsteraner Habilitationsschrift in einem programmatischen Aufsatz über „Memoria und Memorialüberlieferung im früheren Mittelalter“ separat publizierte. Seine Arbeit im Münsteraner Forschungsverbund hatte ihn zu der Erkenntnis geführt, dass es ein Spezifikum vormoderner Gruppen war, ihre verstorbenen Angehörigen in einer für uns Modernen ungewohnten Weise zu vergegenwärtigen: zu vergegenwärtigen nämlich als Rechts-subjekte, vor allem aber in der sozialen Interaktion. Die Memoria der Lebenden und der Toten interpretierte er als eine Handlungsweise vormoderner Gruppen, mit der – im doppelten Wortsinn des lateinischen ‚memoria‘ als ‚Gedächtnis‘ und ‚Erinnerung‘ – die Bindung an die Verstorbenen und Abwesenden aufrechterhalten wurde. Oexles Arbeiten zu diesem Thema, zur „Gegenwart der Toten“, forschten nach den Techniken, dem Sinn und den sozialgeschichtlichen Implikationen dieser Praktiken nach: Welche Kulturen kennen derlei? In welcher Verbindung stand das liturgische Totengedenken zum historischen Erinnern? Von dem Soziologen Maurice Halbwachs hatte er die Einsicht übernommen, dass das historische Erinnern in einer polaren Spannung zum kommunikativen Gedächtnis der

Zeitgenossen stand, über diese Spannung aber mit den Praktiken der liturgischen Memoria verbunden war.

Die dritte Kernüberzeugung betraf die Relation zwischen der real vorgefundenen Welt der Menschen und den gedachten Welten der Gesellschaftsentwürfe, vor allem der Deutungsschemata sozialer Wirklichkeit, mit denen sich Menschen die Vielfalt ihrer Welt verständlich gemacht haben. Die Reflexionen darüber, wie die Wirklichkeit und das Denken über die Wirklichkeit aufeinander zu beziehen sind, gingen hier weit auseinander. In hohem Ansehen standen in den Geisteswissenschaften nach wie vor Ansätze, die das Denken mittels eines geistesgeschichtlichen Zugriffs von der Realgeschichte abkoppelten und sich etwa bei Fragen der politischen Theorie wie auf einer Wanderung durchs Hochgebirge von Denkergrüpfel zu Denkergrüpfel voranbewegten. Unvermittelt daneben stand im universitären Klima seit den 1960er Jahren das Marx'sche Diktum vom Sein, zu dem sich das Bewusstsein wie ein abhängiger Überbau verhielt und folgerichtig unter Ideologieverdacht zu stellen war. Oexle hielt es hier mit Peter Bergers und Thomas Luckmanns Wissenssoziologie, mithin mit ihrer Theorie von der „Social Construction of Reality“, die er gleich bei deren Erstveröffentlichung 1966 kennengelernt hatte: Die Deutung der Wirklichkeit war ihr zufolge wie in einem kybernetischen Prozess eingebunden in die soziale Hervorbringung dieser Wirklichkeit selbst, war also gleichzeitig Produkt und Aktant soziokultureller Prozesse, war zu begreifen in einem ununterbrochenen Prozess aus Internalisierung, Externalisierung und Objektivation. Empirisch löste Oexle diese Grundüberzeugung in einer Sequenz begriffs- und ideengeschichtlicher Studien ein, in denen er die frühesten Versuche mittelalterlicher Denker interpretierte, die Gesellschaft als einen funktionalen Zusammenhang zu begreifen, danach zur Relation von Arbeit und Armut, zu Wirtschaft, zu Stand, zum Adel etc.

Ging es in den entsprechenden Studien darum, Denkformen des Mittelalters selbst aufzudecken, so handelten andere von den konkurrierenden Perspektivierungen mittelalterlicher Kultur seit dem Anbruch der Moderne. Wir entdecken in ihnen eine weitere, vierte Kernüberzeugung Oexles: dass man es beim Mittelalter mit mehr zu tun hat als einem Forschungsgegenstand für eine disziplinäre Sparte, sondern mit einem der zentralen zeitgenössischen Denkbilder, das sich moderne Kulturen zur Reflexion über sich selbst geschaffen hatten. An diesem wurde, so demonstrierte er, die Befindlichkeit der Moderne selbst verhandelt. Äußerungen über das Mittelalter, wie sie seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert häufiger und häufiger wurden, so schrieb er Anfang der 1990er Jahre einmal, hätten stets einen „instrumentalen Charakter“ gehabt, denn sie seien „nicht Aussagen über das Mittelalter, sondern vielmehr Aussagen über die Moderne“ gewesen. Entweder beschworen die typischen Bilder vom ‚finsternen‘ Mittelalter in einer aufklärerischen Tradition die Richtigkeit moderner Normen und Werte, oder sie

folgten einer romantischen Tradition und setzten ein positives Bild vermeintlich einheitlicher, den ganzen Menschen ansprechender vergangener Kultur den Ver-lusterfahrungen, den fatalen Reformationen und Revolutionen der Neuzeit, als mahnendes und positives Bild vor Augen.

Diese ‚romantischen‘ Evokationen des Mittelalters verfolgte Oexle in seinen Studien besonders beharrlich, insbesondere ins 20. Jahrhundert hinein, in die aufgeregte Zwischenkriegszeit, in den Nationalsozialismus und die Nachkriegs-Deutungen des Nationalsozialismus. Er legte dabei nicht nur bloß, welche politi-sche Sprengkraft diese einheits- und ganzheits-besoffenen und von Führer-Sehnsucht durchtränkten Wunschbilder haben konnten, wenn sie publikumswirksam ein „neues Mittelalter“ und neue „Führer“ herbeisehnten. Oexle selbst war über-zeugt davon, dass Gesellschaftsmodelle, die auf Einheit, Ganzheitlichkeit und Harmonie abzielten, denjenigen Modellen unterlegen waren, die bei den polaren Spannungen und unaufhebbaren Widersprüchen im Inneren der Gesellschaften ansetzten und aus der Vergegenwärtigung dieser Widersprüche heraus adäquate wissenschaftliche wie politische Positionen entwickelten. Edgar Morins Diktum von der essentiell „dialogischen“ Qualität europäischer Geschichte, der Einheit, die allenfalls die Einheit unaufhebbarer Gegensätze sein kann, hat er vehement bejaht, wie ihm überhaupt die französische intellektuelle Tradition gerade in diesem Punkt die meisten Anknüpfungspunkte bot.

Ein fünftes und letztes: Durch die Überzeugung, dass der Gegenstand seines Forschens, die Sozialgeschichte des europäischen Mittelalters, letztlich die Wis-senschaft von modernen Imaginationen der europäischen Vergangenheit ist, wurde er während der 1980er Jahre zum Erforscher des europäischen Historismus von Kant und Schiller bis in seine eigene Lebenszeit hinein. Historismus verstand er in Anlehnung an Ernst Troeltsch (und in vehementer Abgrenzung von Friedrich Meinecke) als eine grundlegende mentale Disposition der Europäer. Historisie-rung war nach seinem Verständnis eine kulturelle Praxis, die das gesamte Wissen und Empfinden der geistigen Welt betraf. Die große Zeit der geistigen Tradition, vor allem in Deutschland, lag für ihn in den Jahrzehnten zwischen 1880 und 1930, in denen er eine erste, später nie wieder eingeholte Blüte der historischen Kul-turwissenschaften sah – Johann Gustav Droysen, Max Weber und Georg Simmel, Friedrich Nietzsche, Ernst Troeltsch und Ernst Cassirer waren seine Gewährs-leute, dies in einem ideengeschichtlichen Spannungsfeld, das durch die Konkur-zenzen von Neukantianern, Rankeanern und Nietzscheanern bestimmt war.

Die Kollegen, die seine mediävistischen Arbeiten nicht kannten, haben ihn wahrscheinlich in diesen Studien kennengelernt. Was sie dann aber möglicher-weise nicht sahen oder allenfalls intuitiv erfassten, war, dass er seine Arbeiten als praktizierte Memoria nach gleichsam mittelalterlichem Vorbild plante, dass seine ostentative Besprechung von Namen, der Namen Droysen und Nietzsche, Weber,

Simmel und Durkheim, Mauss und Halbwachs, dem Doppelsinn von Gedächtnis und praktiziertem Erinnern verpflichtet blieb.

Vielleicht erklärt sich hieraus die auffällige und immer wieder praktizierte Technik, sich an Namen und Werken entlangzubewegen, die Aufmerksamkeit von Hörern auf Namen, Œuvres und deren Bedeutung für die Erkenntnis zu lenken, dass alle Geschichte Erinnerung ist.

Abschließend sei ein Beispiel für derartige Kommemoration zitiert, auch wenn es sich dabei um ganz andere Namen handelt. Wer ihn kannte, wird seinen Duktus wahrscheinlich wiedererkennen. Es handelt sich dabei um eine Passage aus seiner späten Arbeit zu Jonathan Littells Roman „Les bienveillantes“ von 2006. Eine der Provokationen dieses Romans, so Oexle, bestehe in der Darstellung der Hauptfigur Max Aue als eines SS-Intellektuellen, und er fährt fort:

Man kennt den der SS angehörenden Täter als brutalen Schläger (wie den Kommandanten von Auschwitz Rudolf Höß), als verabscheuungswürdigen Sadisten (wie den Humangenetiker und SS-Hauptsturmführer Josef Mengele), als sogenannten Schreibtischtäter (hier wäre [...] Adolf Eichmann zu nennen), schließlich als den Technokraten der Machtausübung wie Reinhard Heydrich (Chef der Sicherheitspolizei und des SD) oder der SS-Brigadeführer Walter Schellenberg, zuletzt Chef des SD-Auslandsnachrichtendienstes im Reichssicherheitshauptamt der SS. All diese Personen kommen übrigens in Littells Roman vor. Große Schwierigkeiten gibt es indessen mit der Annahme der führenden Rolle von SS-Intellektuellen.

Und weiter geht es im Text mit einer immer unbequemer werdenden Reihung von Intellektuellen-Namen: zunächst der fiktive Max Aue, dann aber Werner Best, Schneider/Schwerte, Hans Robert Jauß, Günter Grass, Walter Jens. „Das Problem in diesen Fällen“, so Oexle, sei nicht gewesen, „was damals war, sondern vielmehr, wie nach 1945 gehandelt oder nicht gehandelt, gesprochen oder nicht gesprochen, geschwiegen und vertuscht wurde.“

Die Beharrlichkeit, mit der Oexle in immer neuen Zugriffen seine Überzeugungen äußerte, rührte wahrscheinlich von seiner Überzeugung her, als Historiker zu einem derartigen Dienst an der historischen Memoria, zur Vergegenwärtigung gerade durch die explizite Nennung von Namen in der Gruppensituation von Vortrag und Lehrveranstaltung verpflichtet zu sein. Das war kein kultisches Handeln, sondern das Bemühen, Werke, Gedanken, Positionen in die Debatten der Gegenwart zurückzuholen, ja überhaupt die betreffenden Debatten dort wieder aufzunehmen, wo sie in den 1930er Jahren gerade in Deutschland versandet waren.

Wir Jüngeren, die wir uns von ihm anregen ließen, fragten uns, ob denn in den historischen Kulturwissenschaften um 1930 tatsächlich alles gesagt und geschrieben war, was wir benötigen, und lasen weiter: Bourdieu, Foucault, Clif-

ford Geertz e tutti quanti. Und stellten verdutzt fest: Er hielt es mit ihnen wie mit der Neuen Musik und der Bruckner'schen Fugenkunst: Er nahm sie wohlwollend zur Kenntnis, ja er las sie sogar durchaus, aber die entsprechenden Namen kamen ihm kaum einmal öffentlich über die Lippen. Nur zu „Luhmanns Mittelalter“ äußerte er sich einmal mit einer kleinen, polemischen Arbeit, die den großen Versteher der sozialen Systeme zutiefst verblüfft haben soll.

Auch im Gespräch lenkte er sogleich auf seine Helden zurück. Bei einem der ersten Vorträge, die ich von ihm hörte, sprach er es offen aus: Er nannte die Namen seiner Helden Weber, Simmel und Durkheim, sah in den Raum wie jemand, der sich auch gerne einmal zankt, und sagte: „Mit ihnen war alles gesagt.“